

«Dein Wille geschehe.» Seit Jesus seine Jünger das Vaterunser gelehrt hat, beten Christen diese Worte. Seit beinahe zweitausend Jahren, Tag für Tag, in allen möglichen Lebenssituationen.

Wir beten sie am Grab eines lieben Menschen, wenn wir Abschied nehmen müssen. Wir beten sie bei einer Hochzeit, wenn zwei Menschen einander versprechen, gemeinsam durchs Leben zu gehen. Bei einer Taufe, wenn Eltern ihr Kind Gott anvertrauen. Und hoffentlich auch immer wieder ganz persönlich, mitten in unserem Alltag.

Dabei geht es nicht einfach darum, dieses Gebet einmal kennenzulernen, seinen Inhalt zu verstehen und dann abzuhaken. Nein, das Vaterunser ist ein Gebet, in das wir uns gewissermassen ein Leben lang hineinbeten müssen. Indem wir es immer wieder wiederholen, kann es uns verändern: unser Denken, unsere Vorstellungen und schliesslich auch unser Handeln.

Eigentlich müsste es für einen Christen selbstverständlich sein, wenigstens einmal am Tag ganz bewusst ein Vaterunser zu beten.

Denn in diesem kurzen Gebet steckt beinahe alles, was für ein gelingendes Leben wichtig ist.

«Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.»

Was für eine Herausforderung für unsere zwischenmenschlichen Beziehungen!

Aber heute beschäftigt mich besonders eine andere Bitte:

«Dein Wille geschehe.»

Was will ich eigentlich?

Ich glaube, in diesen drei Worten steckt ein Schlüssel für gelingende Beziehungen, für unsere Demokratie und nicht zuletzt für ein erfülltes christliches Leben.

Denn wir Menschen haben einen eigenen Willen. Und dieser Wille ist zunächst einmal etwas Gutes. Schon die Philosophie hat sich intensiv damit beschäftigt. Arthur Schopenhauer hat seinem grossen philosophischen Werk sogar den Titel «Die Welt als Wille und Vorstellung» gegeben.

Ich habe einen Willen, Vorstellungen, Hoffnungen und Wünsche. Ich möchte etwas erreichen, etwas verändern, etwas gestalten.

Doch gerade in unseren Beziehungen erleben wir, wie unterschiedlich Menschen mit ihrem eigenen Willen umgehen.

Da gibt es Menschen, die sehr genau wissen, was sie wollen. Sie haben klare Vorstellungen und scheuen sich nicht, diese auch durchzusetzen. Andere tun sich schwer damit, ihren eigenen Willen überhaupt zu erkennen oder auszusprechen. Sie passen sich an, gehen Konflikten aus dem Weg und überlassen Entscheidungen lieber anderen.

Vielleicht haben manche von ihnen sogar die Vorstellung, gerade das sei besonders christlich: sich zurückzunehmen, den eigenen Willen aufzugeben und sich dem Willen anderer unterzuordnen.

Aber ist das wirklich gemeint, wenn wir beten: «Dein Wille geschehe»?

Ich glaube nicht.

Denn diese Bitte richtet sich ja nicht an meinen Ehepartner, meinen Vorgesetzten, meinen Pfarrer, meine Eltern oder irgendeinen anderen Menschen. Sie richtet sich an Gott.

Und darin liegt für mich etwas ganz Entscheidendes.

Es geht nicht darum, dass der eine Mensch seinen Willen aufgibt, damit der andere seinen durchsetzen kann. Es geht vielmehr darum, dass beide lernen, ihren eigenen Willen wahrzunehmen, ihn auszusprechen und ihn zugleich immer wieder an etwas Grösserem zu prüfen.

Dazu gehört zunächst einmal die Frage: Was will ich überhaupt?

Was wünsche ich mir von einer Beziehung? Was möchte ich in meinem Leben verwirklichen? Welche Vorstellungen habe ich für die Zukunft meiner Familie, meines Dorfes oder meiner Pfarrei?

Solche Fragen müssen wir stellen dürfen. Ja, ich glaube, wir müssen sie sogar stellen.

Denn wie sollen Menschen miteinander auf Augenhöhe ins Gespräch kommen, wenn einer immer nur sagt:

«Mir ist alles recht. Entscheide du»?

Das klingt zunächst vielleicht angenehm. Auf Dauer kann es aber dazu führen, dass der eine immer mehr Verantwortung und Macht übernimmt, während der andere sich zunehmend selbst verliert.

Natürlich braucht es manchmal Experten, Ärzte, Geistliche oder Pädagogen, die über besondere Fachkenntnisse verfügen oder

aufgrund ihrer Berufung und Lebensform eine besondere Verantwortung tragen. Ihnen darf und muss auch eine entsprechende Autorität zukommen. Doch die Freiheit und die Verantwortung für die grundlegenden Entscheidungen unseres persönlichen Lebens dürfen wir nicht einfach an andere abgeben.

Umgekehrt wird nämlich eine Beziehung ebenso schwierig, wenn einer seinen Willen zum Massstab für alle anderen macht.

Die Lösung liegt für mich nicht darin, dass einer gewinnt und der andere verliert. Sie liegt darin, dass beide bereit sind, miteinander zu ringen und nach dem Guten zu suchen.

Nicht mein Wille, sondern Gottes Wille

Und damit kommen wir zum eigentlichen Kern des Vaterunsers.

«Dein Wille geschehe.»

Das bedeutet für mich nicht, dass ich keinen eigenen Willen haben darf. Es bedeutet vielmehr, dass ich bereit bin, meinen Willen immer wieder zu prüfen und mich zu fragen, ob er mit dem Willen Gottes übereinstimmt.

Das ist ein lebenslanger Prozess.

Vielleicht beginne ich mit einer ganz bestimmten Vorstellung. Ich bin überzeugt, dass dies oder jenes für mein Leben richtig ist. Dann begegne ich einem anderen Menschen, höre seine Vorstellungen, mache neue Erfahrungen, komme ins Zweifeln.

Und plötzlich merke ich, dass sich mein eigener Wille verändert.

Vielleicht geht es dem anderen genauso.

Dann geschieht etwas Wunderbares: Wir müssen uns nicht gegenseitig unseren Willen aufzwingen. Vielmehr können wir gemeinsam danach suchen, was Gott von uns möchte.

Nicht der Wille meines Mitmenschen muss sich meinem Willen angleichen. Und auch nicht umgekehrt.

Vielmehr dürfen wir beide versuchen, unseren Willen immer mehr dem Willen Gottes anzugleichen.

Ich glaube, dass darin auch eine wichtige Grundlage für unsere Demokratie liegt.

Denn Demokratie bedeutet für mich nicht einfach, dass sich am Ende die Mehrheit durchsetzt. Sie lebt davon, dass Menschen ihre Vorstellungen offen und ehrlich miteinander teilen, einander zuhören und bereit bleiben, die eigene Meinung zu verändern.

Natürlich wird es immer Konflikte geben. Zwischen Generationen, zwischen Menschen mit unterschiedlichen politischen Überzeugungen, Interessen und zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen.

Auch bei den grossen Friedensverhandlungen unserer Zeit erleben wir, wie schwierig es wird, wenn jeder ausschliesslich seinen eigenen Willen durchsetzen möchte.

Und selbst in einer kleinen Dorfgemeinschaft ist es nicht anders.

Da möchte jemand ein bestimmtes Projekt verwirklichen. Ein anderer hat ganz andere Vorstellungen. Und vielleicht gibt es noch viele Menschen, die ihre Wünsche, Sorgen und Nöte überhaupt nicht aussprechen.

Wie sollen wir da gemeinsam vorankommen?

Ich denke, indem wir lernen, unsere unterschiedlichen Vorstellungen offen mitzuteilen, ohne den eigenen Willen absolut zu setzen.

Ein ganz praktisches Beispiel dafür begegnet uns in Vals auf dem Dammweg.

Während die einen unser Dorf vor allem als Kunstwerk erleben und gerade die zurückhaltende Gestaltung und Beleuchtung schätzen, sehen andere die Sache aus einer ganz anderen Perspektive. Nämlich jene, die hier wohnen und auch abends mit ihrem Hund spazieren gehen möchten, ohne dabei in jede zweite Pfütze zu treten.

Da treffen die Vorstellungen von Architekturfreunden und Gästen, die gerade wegen des besonderen künstlerischen Charakters nach Vals kommen, auf die ganz alltäglichen Bedürfnisse der Menschen, die hier leben.

Ich beneide unsere Gemeindepräsidentin jedenfalls nicht darum, zwischen diesen unterschiedlichen Interessen einen vernünftigen Ausgleich finden zu müssen.

Für meinen Teil habe ich mich inzwischen immer mehr mit meiner lieben Stirnlampe angefreundet. Vielleicht wäre ja sogar eine kostenlose Abgabe von Stirnlampen eine Lösung. Bei einer sozial engagierten Gemeindepräsidentin könnte ein solcher Vorschlag durchaus auf offene Ohren stossen. Und möglicherweise wäre er sogar günstiger als die damalige Beleuchtungsanlage oder eine erneute bauliche Anpassung.

Jedenfalls hätte dann jeder sein eigenes Licht, ohne dass wir uns weiter über die öffentliche Beleuchtung streiten müssten.

Und vielleicht bin ich ja irgendwann tatsächlich so weit, dass ich überhaupt keine Lampe mehr brauche.

In der Offenbarung des Johannes heisst es schliesslich über die himmlische Stadt, dass es dort keine Nacht mehr geben wird und die Menschen weder das Licht einer Lampe noch das Licht der Sonne benötigen, weil Gott selbst sie erleuchtet (vgl. Offb 22,5).

Allerdings befürchte ich, dass ich bis dahin noch ein paar Mal auf dem Valser Dammweg nasse Schuhe bekomme oder ausrutsche, weil ich meine Stirnlampe wieder einmal vergessen habe.

Eine persönliche Herausforderung

Auch für mich als Pfarrer ist die Frage nach dem eigenen Willen eine grosse Herausforderung.

Nicht zuletzt deshalb, weil ich bei meiner Priesterweihe meinem Bischof und seinen Nachfolgern Ehrfurcht und Gehorsam versprochen habe. Dabei habe ich meine gefalteten Hände in die Hände des Bischofs gelegt und mich bewusst verpflichtet, meinen eigenen Willen nicht einfach zum Massstab meines priesterlichen Handelns zu machen.

Das ist ein starkes Zeichen.

Allerdings bedeutet dieser Gehorsam nicht, dass ich plötzlich keinen eigenen Willen mehr haben dürfte. Er verlangt vielmehr, dass ich meine Vorstellungen in den Dienst der Kirche stelle und bereit bin, mich in eine grössere Gemeinschaft einzuordnen.

Und selbstverständlich gilt auch für einen Bischof, dass sein persönlicher Wille nicht einfach mit dem Willen Gottes gleichgesetzt werden darf.

Gerade deshalb braucht es auch innerhalb der Kirche das offene Gespräch, Vertrauen und die Bereitschaft, miteinander nach dem richtigen Weg zu suchen.

Ich habe Vorstellungen davon, wie sich unsere Pfarrei entwickeln könnte. Ich habe Ideen, Wünsche und Hoffnungen. Und manchmal bin ich von einer Sache so überzeugt, dass ich am liebsten gleich mit der Umsetzung beginnen würde.

Aber ich muss mich immer wieder fragen: Ist das wirklich der richtige Weg? Oder ist es einfach mein eigener Wille?

Gerade deshalb halte ich es für so wichtig, miteinander ins Gespräch zu kommen.

Wenn wir beispielsweise in einer Zukunftswerkstatt über unsere Pfarrei nachdenken, dann darf und soll ich meine Vorstellungen

einbringen. Aber ebenso wichtig ist die Frage an die anderen: Was ist eure Vorstellung?

Dabei machen wir allerdings gerade in kirchlichen Kreisen immer wieder eine interessante Erfahrung.

Wenn wir über die Zukunft sprechen wollen, landen wir erstaunlich schnell bei der Vergangenheit.

Dann wird erzählt, wie es früher einmal gewesen ist, wie es anderswo gemacht wird, was es alles gegeben hat und was inzwischen verloren gegangen ist.

Dagegen ist zunächst überhaupt nichts einzuwenden.

Schon der Apostel Paulus schreibt: «Prüft alles und behaltet das Gute!» (1 Thess 5,21)

Und wenn etwas Gutes verloren gegangen ist, dann dürfen wir selbstverständlich auch in die Vergangenheit zurückblicken und fragen, was die Menschen damals vielleicht tatsächlich besser gemacht haben.

Manchmal lohnt es sich dabei sogar, nicht nur die unmittelbar vergangene Generation zum Massstab zu nehmen, die uns die Kirche in ihrem gegenwärtigen Zustand hinterlassen hat, sondern noch etwas weiter zurückzuschauen.

Vielleicht entdecken wir dort Erfahrungen und Traditionen, die uns heute wieder helfen könnten.

In diesem Zusammenhang würde ich mir gerade im deutschsprachigen Raum manchmal einen etwas offeneren Umgang mit Menschen wünschen, die gerne als Traditionalisten oder gar als reaktionär bezeichnet werden.

Natürlich ist nicht alles gut, nur weil es früher einmal so gewesen ist. Und nicht jede Forderung nach einer Rückkehr zu alten Formen verdient Zustimmung.

Aber ebenso wenig sollten wir etwas vorschnell ablehnen, nur weil es aus einer Zeit stammt, die wir inzwischen überwunden zu haben glauben.

Vielleicht könnten wir gerade voneinander lernen, wenn wir bereit wären, auch jenen Menschen zuzuhören, deren Vorstellungen uns zunächst fremd oder rückwärtsgewandt erscheinen.

Denn Tradition bedeutet ja nicht einfach, die Vergangenheit zu konservieren. Sie kann auch eine wertvolle Grundlage sein, auf der Neues wachsen darf.

Aber die Vergangenheit allein ist eben noch keine Zukunft.

Wir dürfen nicht bei der Frage stehen bleiben, wie es früher gewesen ist. Wir müssen auch wieder lernen, uns vorzustellen, wie es künftig sein könnte.

Gerade das fällt uns manchmal erstaunlich schwer.

Vielleicht liegt es daran, dass wir Menschen mit zunehmendem Alter stärker von unseren Erfahrungen geprägt werden. Wir wissen, was sich bewährt hat, und kennen die Schwierigkeiten, die Veränderungen mit sich bringen können.

Für junge Menschen dagegen ist die Zukunft oft noch ein viel offenerer Raum.

Gerade Jugendliche auf dem Weg zum Erwachsenwerden müssen ihren eigenen Willen erst entwickeln. Ihre Vorstellungen verändern sich, manchmal innerhalb kürzester Zeit. Was gestern noch selbstverständlich war, wird heute infrage gestellt.

Das kann für Eltern, Lehrer und auch für uns Seelsorger herausfordernd sein.

Aber gehört es nicht gerade zum Erwachsenwerden, eigene Vorstellungen zu entwickeln, sie auszuprobieren und dabei gelegentlich auch zu scheitern?

Vielleicht müssten wir einander überhaupt wieder mehr zugestehen, dass sich unser Wille im Laufe des Lebens verändern darf.

Das bedeutet allerdings nicht, dass Versprechen, die wir einmal abgegeben haben, plötzlich beliebig werden.

Im Gegenteil. Gerade in einer Zeit, in der uns beinahe unbegrenzte Möglichkeiten offenstehen, würde ich mir manchmal wieder etwas mehr Entscheidungskompetenz, Verbindlichkeit und Treue wünschen.

Denn Freiheit bedeutet nicht nur, sich jederzeit neu entscheiden zu können. Freiheit bedeutet auch, sich bewusst für etwas zu entscheiden und dieser Entscheidung treu zu bleiben, selbst wenn sie uns gelegentlich etwas abverlangt.

Das gilt für die Ehe ebenso wie für das Priestertum, für Freundschaften und für viele andere Verpflichtungen, die wir im Leben eingehen.

Auch daran kann unser Wille wachsen und reifen.

Und damit bin ich wieder bei der Frage: Was könnte Gottes Wille für unsere Pfarrei sein?

Dabei habe ich in letzter Zeit auch an mir selbst eine interessante Entwicklung beobachtet.

Vielleicht war ich früher in manchen Dingen etwas zurückhaltender. Ich habe mich weniger getraut, meine Vorstellungen deutlich auszusprechen. Noch vor der Coronazeit hätte ich mich beispielsweise kaum getraut, ein Video von mir aufzunehmen und öffentlich zugänglich zu machen.

Inzwischen entdecke ich neue Seiten an mir, werde mutiger, äussere meine Meinung offener und wage gelegentlich auch etwas mehr.

Das kann durchaus befreiend sein.

Aber natürlich besteht dabei auch die Gefahr, übers Ziel hinauszuschiessen.

Vielleicht wird aus der neu gewonnenen Selbstsicherheit manchmal ein wenig Hochmut. Vielleicht wirkt etwas, das ich als mutig und offen empfinde, auf andere arrogant oder verletzend.

Und dann muss ich bereit sein, wieder ein Stück weit zurückzurudern.

Ich glaube, das gehört zum menschlichen Reifen dazu.

Wir dürfen uns ausprobieren. Wir dürfen wachsen. Wir dürfen vielleicht auch einmal vom Mauerblümchen zum Rampenstar werden.

Gerade Kindern möchten wir solche Erfahrungen ermöglichen, beispielsweise beim Krippenspiel oder beim Ministrieren.

Da steht plötzlich ein Kind, das sich sonst kaum etwas zutraut, vor einer ganzen Kirche voller Menschen. Oder es übernimmt zum ersten Mal beim Gottesdienst eine Aufgabe, bei der viele Augen auf es gerichtet sind.

Das kann eine wunderbare Erfahrung sein.

Natürlich müssen wir die Kinder dabei gut begleiten und sie vor unnötigen Blamagen schützen. Sie sollen sich ausprobieren dürfen, ohne dass ein kleiner Fehler gleich zu einer grossen Niederlage wird.

Aber wir dürfen ihnen auch nicht aus lauter Sorge jede Herausforderung abnehmen. Denn manchmal wächst ein Mensch gerade daran, dass er etwas wagt, was er sich zuvor nicht zugetraut hätte.

Und wenn dann einmal etwas schiefgeht, gehört auch das zum Lernen dazu.

Nicht anders ist es bei uns Erwachsenen.

Wir dürfen mutiger werden, neue Seiten an uns entdecken und gelegentlich auch über das Ziel hinausschiessen. Aber wir müssen ebenso lernen, unsere eigenen Grenzen wahrzunehmen.

Bescheidenheit ist schliesslich keine Tugend, die man irgendwann endgültig erworben hat und dann für den Rest seines Lebens besitzt.

Manchmal muss man sie offenbar auch wieder neu entdecken.

Was will Gott für mein Leben?

Eine besonders grosse Gefahr sehe ich allerdings darin, dass wir das Gebet «Dein Wille geschehe» zu einer Art Ausrede machen.

Wir beten diese Worte, aber wir fragen vielleicht gar nicht wirklich nach Gottes Willen.

Stattdessen bleiben wir lieber dort, wo wir uns eingerichtet haben. In unserer Komfortzone, in unseren Gewohnheiten, manchmal auch in unseren Ängsten und Sorgen.

Wir vermeiden Entscheidungen, schieben wichtige Schritte immer wieder hinaus und sagen uns vielleicht, Gott werde uns schon zeigen, was richtig ist.

Aber was, wenn Gott längst darauf wartet, dass wir endlich einen Schritt wagen?

Jesus sagt im Johannesevangelium: «Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.» (Joh 10,10)

Ich glaube, diesen Satz nehmen wir manchmal viel zu wenig ernst.

Gott möchte nicht, dass wir unser Leben in ständiger Angst verbringen. Er will nicht, dass wir uns aus Bequemlichkeit oder Unsicherheit mit einem Leben zufriedengeben, das uns innerlich unglücklich macht.

Er möchte, dass wir frei werden. Dass wir aufrecht durchs Leben gehen können, ohne uns ständig verstecken zu müssen.

Natürlich bedeutet das nicht, dass wir immer glücklich sein werden oder dass jeder unserer Wünsche in Erfüllung gehen muss.

Und es bedeutet auch nicht, dass wir unsere Privatsphäre vollständig aufgeben und jedem Menschen alle unsere Geheimnisse anvertrauen müssten.

Gerade in einer Zeit, in der wir immer mehr Persönliches öffentlich machen und oft kaum noch wissen, wer welche Informationen über uns besitzt, scheint mir diese Unterscheidung wichtig.

Ein geschützter persönlicher Raum ist kein Zeichen von Unehrlichkeit. Im Gegenteil. Wir Menschen brauchen Räume, in denen wir uns entwickeln, nachdenken, Fehler eingestehen und manchmal auch einfach unsere Gedanken für uns behalten dürfen.

Und dennoch leben wir als Christen in dem Bewusstsein, dass vor Gott nichts verborgen bleibt.

Jesus sagt im Lukasevangelium: «Nichts ist verhüllt, was nicht enthüllt wird, und nichts ist verborgen, was nicht bekannt wird.» (Lk 12,2)

Das muss uns nicht in Angst versetzen.

Vielleicht darf es uns vielmehr daran erinnern, dass wir vor Gott nicht ständig eine Rolle spielen müssen. Er kennt uns ohnehin, mit unseren guten Seiten, unseren Schwächen und auch mit jenen Gedanken, die wir keinem anderen Menschen anvertrauen möchten.

Vor ihm dürfen wir ehrlich sein.

Und ich glaube, dass wir gerade in Krisen besonders intensiv nach seinem Willen fragen können.

Wenn eine Beziehung schwierig wird. Wenn wir vor einer grossen Entscheidung stehen. Wenn wir uns fragen, ob wir einen bisherigen Weg weitergehen oder etwas ganz Neues beginnen sollen.

Dann reicht es nicht, einfach nur zu sagen: «Dein Wille geschehe», und abzuwarten.

Dann müssen wir uns mit dieser Bitte auseinandersetzen, im Gebet, im Gespräch mit anderen Menschen und manchmal auch im schmerzhaften Ringen mit uns selbst.

Und wir müssen bereit sein, eine Antwort anzunehmen, die vielleicht ganz anders ausfällt, als wir es uns ursprünglich vorgestellt haben.

Die Sakramente als Wegweiser

Zum Glück müssen wir Christen diesen Weg nicht allein gehen.

Unser Glaube schenkt uns dafür viele Hilfen. Besonders denke ich dabei an die sieben Sakramente.

Sie begleiten uns durch die verschiedenen Lebenssituationen und erinnern uns immer wieder daran, dass unser Leben nicht allein unser eigenes Werk ist.

In der Taufe vertrauen Eltern ihr Kind Gott an. Sie dürfen es begleiten, erziehen und prägen. Aber irgendwann müssen sie auch lernen, dass dieses Kind seinen eigenen Willen entwickelt und seinen eigenen Weg mit Gott finden muss.

Gerade in der Pubertät wird das für viele Eltern zu einer grossen Herausforderung.

In der Ehe versprechen zwei Menschen, ihren Lebensweg gemeinsam zu gestalten. Das bedeutet nicht, dass einer seinen Willen aufgibt. Vielmehr müssen beide lernen, ihre Vorstellungen miteinander ins Gespräch zu bringen und gemeinsam nach dem Guten zu suchen.

In der Eucharistie dürfen wir immer wieder Danke sagen für das Leben, das Gott uns schenkt.

Und im Sakrament der Versöhnung werden wir daran erinnert, dass wir eben nicht immer nach Gottes Willen handeln.

Gerade dieses Sakrament scheint mir in unserem Zusammenhang besonders wichtig.

Denn wie oft erleben wir, dass wir etwas tun, von dem wir eigentlich wissen, dass es nicht gut ist?

Der Apostel Paulus hat diese menschliche Erfahrung wunderbar beschrieben: «Ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will.» (Röm 7,19)

Wie oft müssen wir uns da selbst an die Nase fassen!

Unsere Bequemlichkeit, unsere Eitelkeit, unser Hochmut, unsere Selbstsucht – all das kann dazu führen, dass wir unserem eigenen eigentlichen Willen widersprechen.

Und manchmal merken wir erst im Nachhinein, dass wir einen anderen Menschen verletzt oder uns selbst etwas vorgemacht haben.

Da hilft es, nicht nur mit uns selbst ins Gericht zu gehen, sondern diese Erfahrungen auch vor Gott zu bringen.

Wobei ich mich selbst durchaus wieder einmal zur Beichte aufmachen könnte.

Meine letzte Beichte liegt inzwischen schon einige Monate zurück. Sie fand während der vergangenen Skisaison auf dem Dachberg statt. So viel darf ich von meiner eigenen Beichte ja durchaus verraten.

Was ich dort bekannt habe, bleibt selbstverständlich meine Sache. Und mein Beichtvater wird darüber ohnehin schweigen.

Gerade das finde ich so wertvoll an diesem Sakrament: Es gibt einen Raum, in dem ein Mensch alles aussprechen darf, auch das, was er sich sonst vielleicht nicht einmal vor sich selbst eingestehen möchte.

Und er darf darauf vertrauen, dass das Gesagte unter dem unverletzlichen Schutz des Beichtgeheimnisses steht.

Auch ein Pfarrer muss sich immer wieder daran erinnern lassen, dass dieses Sakrament nicht nur für seine Gemeindemitglieder gedacht ist.

Mut und Demut

Vielleicht sind das überhaupt die beiden Tugenden, die wir für die Suche nach Gottes Willen besonders brauchen: Mut und Demut.

Mut, um den eigenen Willen zu erkennen, ihn auszusprechen und auch einmal neue Wege zu wagen.

Und Demut, um anzuerkennen, dass der eigene Wille nicht automatisch Gottes Wille ist.

Das gilt auch für unsere Kirche.

Wir haben eine gewachsene Ordnung, kirchliche Ämter, Traditionen und Regeln. Sie geben unserem Glauben eine wichtige Orientierung.

Aber innerhalb dieser Ordnung müssen wir offen bleiben für das Wirken des Heiligen Geistes.

Nicht jeder ungewöhnliche Gedanke ist gleich eine Eingebung Gottes. Und nicht jede persönliche Vorstellung rechtfertigt es, eine kirchliche Regel infrage zu stellen.

Aber ebenso wenig dürfen wir ausschliessen, dass Gott uns manchmal auf Wege ruft, die zunächst ungewohnt erscheinen.

Gerade dann brauchen wir das Gespräch mit vertrauten Menschen, die bereit sind, ehrlich mit uns zu sein.

Menschen, die nicht einfach alles bestätigen, was wir gerne hören möchten, sondern uns auch widersprechen dürfen.

Und manchmal braucht es dafür einen besonders geschützten Raum, wie wir ihn in einem vertraulichen Seelsorgegespräch oder eben im Sakrament der Versöhnung finden.

Denn gerade dort können wir vielleicht jene Fragen aussprechen, die uns wirklich beschäftigen: Ist das, was ich mir wünsche, tatsächlich gut? Ist es vielleicht nur eine meiner Schwächen, die sich wieder einmal bemerkbar macht? Oder könnte es tatsächlich der Heilige Geist sein, der mich aus meinen Gewohnheiten herausruft und mir einen neuen Weg zeigen möchte?

Solche Fragen lassen sich nicht immer schnell beantworten.

Manchmal brauchen sie Zeit. Manchmal auch den Mut, eine unangenehme Antwort anzunehmen.

Vielleicht ist es ja gerade das, was wir heute wieder mehr lernen müssten: den eigenen Willen ernst zu nehmen, ohne ihn mit der Wahrheit zu verwechseln.

Und die Vorstellungen anderer Menschen ernst zu nehmen, ohne ihnen deshalb blind folgen zu müssen.

Dein Wille geschehe

Ich habe diese Gedanken mitten in der Nacht aufgenommen.

Eigentlich wollte ich nur kurz jene Überlegungen loswerden, die mich am Schlafen hinderten.

Und ich vermute sogar, dass sie der eigentliche Grund dafür waren, dass ich überhaupt wach geworden bin. Es war jedenfalls keines jener anderen Probleme, die Männer in meinem Alter angeblich gelegentlich mitten in der Nacht aus dem Bett treiben.

Nein, diesmal war es tatsächlich das Vaterunser.

Aber wie das manchmal so ist, wenn man nachts wachliegt, kommen immer neue Gedanken dazu. Über Beziehungen, die Kirche, unsere Gesellschaft und nicht zuletzt über das eigene Leben.

Vielleicht steckt dahinter auch meine ganz persönliche Suche.

Ich habe Vorstellungen, Wünsche und Hoffnungen. Manchmal bin ich von ihnen überzeugt, manchmal zweifle ich. Und gelegentlich entdecke ich im Rückblick, dass ich mich wieder einmal ein wenig zu wichtig genommen habe.

Aber ich möchte diese Suche nicht aufgeben.

Ich möchte lernen, meinen eigenen Willen immer klarer zu erkennen und ihn zugleich immer wieder Gott anzuvertrauen.

Und ich möchte auch anderen Menschen diese Freiheit zugestehen.

Denn letztlich geht es nicht darum, dass mein Wille geschieht. Es geht auch nicht darum, dass ich willenlos werde und mich einfach den Vorstellungen anderer unterordne.

Es geht darum, dass wir gemeinsam lernen, nach Gottes Willen zu fragen.

Dass wir einander dabei helfen, freier zu werden, mutiger, ehrlicher und vielleicht auch ein wenig bescheidener.

Und dass wir dabei nicht vergessen, was Jesus uns mit dem Vaterunser eigentlich geschenkt hat: keine fertige Antwort auf jede Lebensfrage, sondern ein Gebet, das uns ein Leben lang begleiten und verändern kann.

«Dein Wille geschehe.»

Vielleicht ist das sogar eines der mutigsten Gebete, die ein Mensch sprechen kann.

Denn wer diese Worte wirklich ernst meint, muss damit rechnen, dass sich nicht nur die Welt um ihn herum verändert.

Sondern zuerst einmal er selbst.

Und während ich diese letzten Gedanken noch ins Aufnahmegerät spreche, hoffe ich, wenigstens noch ein Stündchen schlafen zu können.

Aber auch da gilt selbstverständlich:

Dein Wille geschehe.